

# Berliner Tageblatt

## und Handels-Zeitung.

### Der Niedrtritt des Oberbürgermeisters Zelle.

In der heutigen Sitzung des Berliner Magistrats hat wie wir an anderer Stelle dieser Nummer ausführlich berichtet, der Oberbürgermeister Zelle seinen Entschluß kundgegeben, mit dem 1. Oktober dieses Jahres von seinem Posten zurückzutreten. Herr Zelle begründet diese überraschende Entscheidung mit Rücksicht auf sein hohes Alter, das es ihm unmöglich mache, fernverhin mit der gewohnten Energie die Arbeitslast zu bewältigen, die seine Würde als Bürde ihm auferlegt. Da der Oberbürgermeister von Berlin am 29. September d. J. in sein siebzigstes Lebensjahr eintritt -- er ist geboren am 29. September 1829 --, so liegt formell für ihn gewiß eine Berechtigung vor, die Last der Jahre als einen durchschlagenden Grund für sein Scheiden aus dem öffentlichen Leben anzuführen. Allein wenn man die elastische, kraftvolle Gestalt des Oberbürgermeisters von Berlin, sein lebhaftes Auge, sein festes Auftreten sich vergegenwärtigt, die nach keiner Richtung hin einen empfindlichen Druck der Jahre voraussehen lassen, so wird man es verstehen, wenn wir den Entschluß des Herrn Zelle oben als einen überraschenden Charakteristiken.

Es scheint auch, wie wir zu wissen glauben, in den Kreisen unserer städtischen Verwaltungsbehörden, die tagtäglich sich von der ungeborenen Frische unseres ersten Kommunalbeamten zu überzeugen vermöchten, der Schritt des Herrn Zelle wie eine Bombe gewirkt zu haben, deren plötzliche Explosion kaum Einer vorausgesehen hat.

Man wird es unter solchen Umständen der öffentlichen Meinung nicht gerade verübeln dürfen, wenn sie die vorgeschickten Altersbegründungen des Zurücktretenden nicht ganz wörtlich nehmen will. Man forscht nach anderen Ursachen, die bestimmend auf Herrn Zelle eingewirkt haben könnten, und gelangt dabei zu der Wahnehmung, daß das Amt des Oberbürgermeisters der deutschen Reichshauptstadt, so wie die Dinge sich nun einmal bei uns entwickelt haben, sich schwer vereinigen läßt mit der selbstbewußten Haltung eines in seinen inneren Überzeugungen durchaus festgesetzten Mannes, der nach den Vorschriften des Männerlozes vor Königsthronen zu leben und zu handeln gewöhnt ist.

Herr Zelle fand schon seit dem Jahre 1891 als Stadtrath und seit dem Jahre 1872 als Syndikus im Dienste seiner Vaterstadt Berlin, als er nach dem Tode Dunderes im Jahre 1891 zum zweiten und nach dem Tode Forckenbeck im Jahre 1892 zum ersten Bürgermeister der Hauptstadt erwählt wurde. Forckenbeck, den er zu ersetzen berufen war, galt mit Recht als ein gewählter Politiker liberaler Richtung. Trotzdem war es ihm nicht gegeben, unter dem neuen Kurse jene, wie möchten sagen patriarchalisch-intimen Beziehungen zwischen der Krone und der Reichshauptstadt aufrecht zu erhalten, die ebensowohl in den preussischen als in der Berliner Traditionen gehörten. Man erinnert sich noch der unglücklichen Sprache, der sich Herr v. Forckenbeck ausgesetzt hat, als die Stadt dem Kaiser Wilhelm II. den bekannten Schloßbrunnen als Ehrengabe zur Thronfestigung darbot; und die kühlen Beziehungen, die sich seitdem zwischen dem Hofen Hause und dem königlichen Schloß entwickelten, wollten bei Lebzeiten des Mannes, den Kaiser Friedrich als Kronprinz seines besonderen Vertrauens gewürdigt hatte, keiner wärmeren Temperatur mehr werden.

Da Tod seiner Zelle als neuer Mann, da Forckenbeck durch den Verlust seiner Thätigkeit entzogen war, in die Welsche, und obwohl er, seit dem Jahre 1878, dem preussischen Abgeordnetenhaus als Mitglied der Fortschritt's- und dann der freisinnigen Partei angehört hatte, schien es doch, als ob diese in den Augen der Reaktion unversöhnliche Todfeinde ihn nicht hindern sollte, an jenen Stellen freundlichen Empfindungen für Berlin zu wecken, an denen bis dahin eine, wenn nicht abweisende, so doch nahezu schroffe Haltung vorgeherrschet hatte. Oberbürgermeister Zelle hatte bei verschiedenen Anlässen Gelegenheit, durch die That zu beweisen, daß die bösen Freisinnigen, wenn es sich um die Verschönerung und die

moderne Ausgestaltung der Reichshauptstadt handelte, keineswegs jene untrüblichen Gesellen seien, als die man sie sich an gewissen höfischen Stellen vorgestellt haben mochte. Und trotz des nicht abzuleugnenden Uebelwillens, dessen sich die Reichshauptstadt in vielen konservativen und hochbürokratischen Regionen erfreute, gelang es seiner verständlichen Natur, manche unbegründete Verhinderung zu beseitigen und manches Vorurtheil zu beseitigen.

Allerdings waren derartige Erfolge nur dadurch möglich, daß sich der Oberbürgermeister eines persönlichen und materiellen Entgegenkommens gegen hochwürdige Persönlichkeiten befleißigte, und daß er sich zu Zugeständnissen bereitwillig, die nicht immer streng vereinbar schienen mit dem Gehaben eines Mitgliedes der deutschfreisinnigen Volkspartei Richterlicher Obervanz. Die Folge davon war, daß die Gegner jeder Opportunitätspolitik in der Stadtverordnetenversammlung, wie in der städtischen Bevölkerung selbst, in einen inneren Widerstreit mit dem Oberbürgermeister gerieten, der nach ihrer Ansicht den berechtigten Stolz des Bürgerthums nicht immer mit jener Unentwegtheit vertrat, die sie von ihrem Gewährten beanspruchten zu dürfen glauben. Die Ordnung der Schloßfreizeitanlagen, die die Regulierung der Königstraße waren solche Stappen, in denen die Meinungen über das zulässige Maß der Konfessionen zwischen dem Oberbürgermeister und einem Theil der Stadtvertretung auseinandergingen. Ueberhaupt machte sich in Magistrat selbst seit geraumer Zeit eine mehr nach rechts gehende Strömung geltend, die ganz dazu angethan war, die Legende zu zerstören, als beruhe das Berliner Stadtregiment auf ehelich freisinnigen Ansichten.

Da kam schließlich die Frage des 18. März und der Geschehnisse im Friedr. Schloß, die die Gegensätze zwischen dem Leiter des Magistrats und der Mehrheit der Kommunalvertretung als nahezu unüberbrückbar erscheinen ließ. Der Oberbürgermeister machte sich zum Bekämpfer und Volkstretter eines Oberpräsidialerlasses, der die Niederlegung eines Kranzes auf die Gräbern der Märzgefallenen durch eine Deputation der Stadtverordnetenversammlung streng untersagte, und deren formelle oder materielle Berechtigung Herr Zelle nicht in Frage stellen zu wollen schien.

Die gestrige Stadtverordnetenversammlung hatte denn auch, wie bereits mitgeteilt, das Ergebnis, daß sich alle Parteien zur Abwehr gegen die Einmischung der Staatsanwaltschaftsbehörde in die Geschäftsführung der städtischen Verwaltung vereinigten. Und fast gewiß es den Ansehens, als habe Oberbürgermeister Zelle dieses gemeinsame Auftreten der Versammlung als eine Art Mittrauensvotum in seine Führung der Geschäfte aufgefaßt, als sei aus diesem Ereignis, das vielleicht bei ihm das Maß zum Ueberlaufen brachte, der plötzliche Entschluß geboren, durch den Herr Zelle heute Morgen Magistrat, Stadtverordnete und Bevölkerung überfordert hat.

Wir hatten in neuester Zeit zwischen Veranlassung, der Thätigkeit des Oberbürgermeisters furcht gegenüberzustehen, und wir haben da, wo wir es für unsere Pflicht hielten, nie gegögert, unsere abweichende Meinung zur Geltung zu bringen. Aber das soll und darf uns nicht hindern, auch die großen und glänzenden Eigenschaften rühmend anzuerkennen, die ihn in den Stand setzten, zum Wohle der Stadt zu wirken, und die es seinem ewigen Nachfolger nicht leicht machen, ihn voll und ganz zu ersetzen. Herr Zelle ist einer der gediegensten Kenner des bei uns geltenden öffentlichen und Privatrechtes, er war ein scharfsinniger Kommentator der Städteordnung und besaß jenen weiten Blick, der ihn befähigte, ein so gewaltiges Gemeinwesen, wie das der Reichshauptstadt, in modernem Geiste zu leiten. War ihm auch der eigentliche schöpferische Geist verlag, so verstand er es doch vortrefflich, die städtische Verwaltung in den vorgezeichneten Linien den wachsenden Bedürfnissen der Gegenwart gegenüber weiter auszubauen, eine Begabung, die ihm fester Anspruch auf die Anerkennung der Zeitgenossen

sichert. Gewisse fiskalische Grundzüge, die sich in neuerer Zeit in unserer städtischen Verwaltung, mehr als erweulich ist, geltend zu machen beginnen, hat er freilich nicht rechtzeitig einzuzwingen gewußt, aber den Anforderungen, die das blühende Leben der Gegenwart an einen Organismus wie den der Reichshauptstadt stellt, war er allezeit bemüht, gerecht zu werden. Somit können wir nur mit lebhaftem Bedauern von seiner Entscheidung Kenntnis nehmen, die, falls sie wirklich unwiderrücklich sein sollte, Berlin der Mitarbeit und der Dienste eineszweckvollen Sohnes seiner Vaterstadt, eines ehrlichen und verdienstvollen Mannes berauben würde, dessen vollkommen Selbstlosigkeit von Jedermann, selbst von seinen erbittertesten Gegnern, zu denen wir nicht gehören, anerkannt werden muß.

\* Die Minister für Handel und Gewerbe und des Innern haben durch Erlass vom 8. d. M. die Regierungenpräsidenten ersucht, der Ausgestaltung des örtlichen Arbeitssachverhaltes erneut ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Insbesondere soll angestrebt werden, daß mindestens in allen Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern kollegiale, unter gleichmäßiger Beteiligung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern verwaltete, allgemeine Arbeitssachverhältnisse anfallen -- und zwar entweder als Gemeindeanstalten oder, wie in Köln, als Verbandssachverhältnisse -- errichtet werden. Wie weit gleiche Einrichtungen auch in den kleineren Städten nochmals angeregt werden sollen, ist der Ermöglichung der Regierungenpräsidenten überlassen. Daneben soll geprüft werden, inwiefern die namentlich in kleineren Städten vielfach vorhandenen Gemeindearbeitsnachweisstellen mit Vereinarbeitlicher Verwaltung verbesserungsbefähigt sind.

\* Die Maßregeln gegen die San José-Schildlaus haben durch den neuen Erlass des Finanzministers den rheinischen Krausfabrikanten empfindliche Schädigungen gebracht, die um so schwerer wiegen, als die in jenem Erlass verordnete Erschwerung der Einfuhr amerikanischer Apfeltheile ganz und gar zwecklos ist. Der deutsche Obstkaufmann kann nämlich nur eine Waare brauchen, die mit einer überaus starken künstlichen Hige behandelt worden ist, so daß jede Möglichkeit des Ueberlebens einer Schildlaus, wenn die Apfeltheile damit behaftet wären, abtoll ausgeschlossen ist. Augenscheinlich hat der Finanzminister vor Erlass seiner Verfügung Sachverständige nicht zu Rathe gezogen. Es muß im Interesse der nicht unbedeutenden Krautindustrie, deren Produkte fast ausschließlich der ärmeren Bevölkerung zu Gute kommen, gefordert werden, daß hier schnell Wandel eintritt. Will der Finanzminister die verdaunte Anhörung von Sachverständigen nachholen, so darf er sich aber nicht an Agacrier wenden, die aus Prinzip die amerikanischen Äpfel und Apfeltheile vom deutschen Markt ausschließen wollen.

### Das Jubiläum der Erhebung Schleswig-Holsteins.

Es ist ein bemerkenswerthes Zusammentreffen, daß genau fünfzig Jahre nach der Erhebung Schleswig-Holsteins im deutschen Reichstage ein entscheidender Beschluß zu Gunsten der deutschen Flotte gefaßt wurde. In Schleswig-Holstein liegt der schönste Kriegshafen des nengegründeten deutschen Reiches, und Schleswig-Holstein war der Ausgangspunkt für jene großen Ereignisse, die die Vormachtstellung Preußens in Deutschland begründeten und schließlich das deutsche Reich und ein neues deutsches Kaiserthum schufen. Die Feier der Erhebung Schleswig-Holsteins ist also ein wahrhaft deutsches Fest.

Wir haben bereits in der Morgen-Nummer in einem Telegramm über den Haupttheil der Festlichkeiten berichtet, die gestern in Kiel stattfanden. Im Nachfolgenden geben wir zur Ergänzung den Bericht, den uns unser Korrespondent aus brieslichen Wege schickt.

Der fünfzigjährige Gedentag der schleswig-holsteinischen Erhebung gegen die Dänenherrschschaft und für unsern Landes Freiheit, Recht und Deutschthum gestaltete sich, trotz Sturm und Schneegestöber, zu

### Aus dem Berliner Musikleben.

Von Dr. Leopold Schmidt.

Felix Weingartner vermittelte uns am neunten Symphonieabend der königlichen Kapelle die Bekanntheit eines Werkes von Glazounow, einer dreifäßigen Symphonie in Es. Die russische Musik erfreut sich jetzt, wie es nicht grober Beheltheit, wenigstens bei unseren Konzerten geüben und Dirigenten; ob auch beim Publikum, dürfte dahingestellt bleiben. Was haben wir diesen Winter allein von Tchaikowskij nicht alles zu hören bekommen! Glazounow fällt dem Vergleich mit diesem wirklich bedeutenden Tonsetzer nicht aus, wenn es auch in nur zu einem frühen Achtungserfolg. Achtung muß man allerdings haben vor dem Willen wie vor dem Können dieses Mannes, der es sich und den Hörern nicht leicht macht. Seine Tonsprache ist meist gewandt, sehr fein gezeichnet und beziehungsweise, die Behandlung des Orchesters zuweilen für untern Gewand zu grell, doch von vollkommener Souveränität in Verwendung der Mittel. Was trotzdem diese Musik zu keiner rechten Wirkung kommen läßt, ist außer dem in seiner Trübseligkeit etwas entnervten Charakter die lastige Symmetrischheit ihrer thematischen Gedanken. Bei Glazounow steht die „Arbeit“ auf einer Stufe, die an sich schon Entwürdigung bedeutet; Erwähnung aber in höherem Sinne befristet er nicht. Er thut dies Schicksal mit so manchem seiner Zeitgenossen, deren ernstes Streben den Mangel an Ursprünglichkeit nicht ersetzen kann. Daher steht die Kritik so oft Erregungen gegenüber, denen sie bei aller Achtung, die sie abenthüngen, das Kennzeichen echten Künstlerthums, die Gabe, Freude zu verbreiten, abzusprechen müßte. Die symphonische Form ist, so viel ich bei einmütigen Hören erkennen konnte, kaum in anderen Umrisen

gewahrt. Der langsame Satz ist auf die beiden Einleitungen der Allegri vertheilt. Am erfreulichsten wirkte noch das Scherzo, wenn auch das reizvolle Spiel der Bläser nachgerade nicht mehr originell ist und nur zu oft das Defizit wirklichen Gedankensinnes verdecken muß. Das Finale schwebt namentlich zu Beginn in Katastrophien und ist leider auch nicht frei von Trivialitäten. Das überaus schwierige Werk erweist eine glänzende Wiedergabe. Meine Ansicht über die Berechtigung, ja Verpflichtung zu solchen Verhören sprach ich nicht zu wiederholen. Es folgte die Symphonie in B-moll von Tchaikowskij, dem höchsten wegen seiner südlichen Klang- und Farbenreue, die zumal nach dem Vorausgegangenem wohlthunend berührt, ein Verdienst zuzusprechen ist. Wie Herr Professor Gattir diese Klänge durch Ton und Auffassung verdedte und in eine höhere Kunstsfähre erhob, mit welcher Meisterhand er den gehäuften technischen Wagnissen den störenden und anbringlichen Charakter der Schwierigkeit nahm, war geradezu erstaunlich. Rauschender Beifall dankte ihm; auch die Kritik hat die Pflicht, auf diese That hinzuweisen, die nicht mehr zweifelhaft erscheinen ließ, daß Karl Götz zur Zeit seiner bedeutendsten Geiger ist. Den Beschluß machten Mozarts G-moll-Symphonie, befehmlich eine der glänzendsten Leistungen Felix Weingartners, und das Quatuor für den „Meisterlingener“.

Am selben Abend veranfaßte Herr Dr. Wüllner ein Konzert, das lediglich Kompositionen moderner Tonsetzer brachte. Konrad Anorge, Hans Fikner, Arnold Mendelssohn, Max Marschall und Rudolf Bud stellten das Programm, das im Einzelnen manches Interessante und Schöne bot, im Ganzen aber kein allzu erfreuliches Bild von dem Stande der jüngstdeutschen Liedkomposition entwarf. Aehnlich lautet das Facit, das sich aus den „Novitätenabenden“ ergibt, die Herr Rodnagel so tapfer im Fall-

Realgymnasium durchgeführt, und deren letzter am Mittwoch unter Mitwirkung des Herrn Dr. v. Ehn aus Hamburg stattfand. Was ich selbst von den dort vorgeführten Kompositionen hören konnte, hat mich zwar als Fachmann interessiert; eine bleibende Bedeutung und Lebensfähigkeit ist diesen Erzeugnissen schwerlich zuzuschreiben. Ausgenommen ist natürlich Hugo Wolf, der sich seine Stellung bereits erworben hat, wenn sie auch noch vielfach bestritten und von seiner Gemeinde sicherlich überhätigt wird. Bemerkenswerth schien mir der junge Oskar Fried. Nicht als ob seine Lieder die Lösung des vielgeachteten Problems gebracht hätten, aber es steck in seinen Sachen neben dem Euf der künstlerischen Gesinnung so viel musikalisch Entwicklungsfähiges, daß ich glaube, er wird noch von sich reden machen. Vorkünftig trank auch Fried noch an der Frucht vor Natürlichkeit, die seine Phantasie auf zum Theil dornenvolle Pfade jagt. Zudem befleißigt er sich eines wunderlich anpruchsvollen Klavierspiels, der das, was er zu sagen hat, wie in ein Wunderkloster, wickelt. Das Gefundene entspricht dann natürlich nicht dem Umfang des Klaviers, aber es steck doch wenigstens etwas darin. Die Pianistin Franziska Marx wurm, die sich vor früher her eines guten Rufes erfreut, gab gestern ein Konzert nach längerer, aus Gesundheitsrücksichten erfolgter Abwesenheit. Ich fand ihr Spiel zwar gewandt, aber etwas oberflächlich; weder in Rubinskis F-dur-Romane noch in der schredlichen, Pizt nachgebildeten Fis-dur-Polonaie von Zaremst trat wärmere Empfindung hervor. Hoffentlich gelangt es, der offenbar begabten Künstlerin, die sich auch als Komponistin mit Glück verucht hat, ihren Vorträgen immer mehr den Eindruck tieferen Durchdringens der vorgeführten Werke zu verleihen. Ueber den Sänger, der mitwirkte, will ich schweigen. Der dilettantische Vortrag dort nichts, was für die gänzlich reizlose Stimme ungenügend